

Albert Camus, Die Pest *

Albert Camus, der dem Existentialismus Sartrescher Färbung nahesteht und dessen „Mythos von Sisyphus“ schon bei einer früheren Darstellung, des französischen Existentialismus¹ zur Verdeutlichung herangezogen war, hat im letzten Sommer einen neuen Roman „Die Pest“² veröffentlicht, der unser lebhaftes Interesse verdient. Denn er bietet, an einem übersichtlichen Modell dargestellt, eine eindringliche Analyse unsrer gegenwärtigen Situation, und leuchtet damit zugleich tief in die Untergründe der allgemeinen menschlichen Lebensbedingungen hinab. Der äußere Rahmen der Handlung ist sehr einfach: In einer nordafrikanischen Stadt bricht die Pest aus, und während die Stadt von aller Außenwelt abgeschnitten ist, während auch die äußeren Lebensbedingungen immer schwieriger werden, steht das Leben jedes einzelnen unter der ständig wachsenden Bedrohung des Todes. Und der ganze Inhalt des Buchs ist jetzt die Untersuchung, wie sich Menschen in einer derart gefährlichen Lage verhalten. So wird hier an einem zugespitzten Beispiel vorgeführt, was Jaspers als das Stehen in einer Grenzsituation bezeichnet, und das Buch ist insofern eine zwar anschauliche und eindrucksvolle, zugleich aber doch in die systematischen Fragen einer philosophischen Existenzermittlung hinüberspielende und von ihnen her geleitete Betrachtung über die Möglichkeiten menschlichen Verhaltens in Grenzsituationen.

Die erste, ganz verständliche Reaktion auf die beginnende Pest besteht darin, daß man sie als ein zufälliges Unglück nimmt, das wohl den andern getroffen hat, im Prinzip auch einen selber treffen könnte, aber das bleibt, wie zumeist der Gedanke des eigenen Todes, ein abstrakter Gedanke. Die Pest ist nichts, was den Menschen in seinem Wesen angeht, nichts, was wirklich innerlich zu ihm gehört. Irgendwie hofft jeder, sich dem allgemeinen entziehen zu können. Das wird sehr deutlich an einer Stelle gleich zu Anfang des Romans ausgesprochen, in der das existentialistische Menschenbild besonders eindringlich formuliert ist:

„Die Geißeln sind in der Tat eine Angelegenheit, die jeden angeht, aber man glaubt nicht, an Geißeln, selbst wenn sie einen aufs Haupt treffen. Es hat auf der Welt ebenso viel Pestepidemien wie Kriege gegeben. Und doch treffen die Pestepidemien und die Kriege die Menschen immer unvorbereitet. Wenn ein Krieg ausbricht, sagen die Leute: Das dauert nicht, das ist zu dumm. Und ohne Zweifel ist ein Krieg wirklich zu dumm, aber das hindert ihn nicht, zu dauern. Die Dummheit hält immer an. Man würde es merken, wenn man nicht immer an sich dächte. Unsre Mitbürger waren in dieser Hinsicht wie alle Welt, sie dachten an sich selbst, mit anderen Worten, sie waren „Humanisten“ (worunter der Dichter, wie auch aus der Fortsetzung hervorgeht, diejenigen zu verstehen scheint, die die Welt nach dem Maß menschlicher Vernünftigkeit messen und somit den Charakter der Grenzsituation verkennen): sie glaubten nicht an Geißeln. Die Geißel ist nichts nach menschlichem Maß, darum sagt man sich, daß die Geißel nicht wirklich ist, daß sie ein schlechter Traum ist, der vergehen wird. Aber sie vergeht nicht immer, und von schlechtem Traum zu schlechtem Traum sind es die Menschen, die vergehen, und die Humanisten an erster Stelle, weil sie sich darauf nicht eingerichtet haben. Unsre Mitbürger traf [103/104] keine größere Schuld als die anderen, sie vergaßen, sich zu bescheiden, das ist alles, und sie glaubten, daß sie noch alle Möglichkeiten hätten, was voraussetzte, daß Geißeln unmöglich seien. Sie fuhren fort, ihre Geschäfte zu be-

* Besprechungsaufsatz, erschienen in der Zeitschrift „Die Sammlung“, 3. Jahrg 1948, Heft 2, S. 103-113. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

¹ Existentialismus, Die Sammlung, 2. Jahrg., 11. Heft, November 1947.

² Albert Camus, La Peste, Paris (Gallimard) 1947.

sorgen, sie bereiteten Reisen vor und vertraten ihre Meinungen. Wie hätten sie an die Pest gedacht, die die Zukunft, die Ortsveränderungen und die Diskussionen aufhebt? Sie glaubten sich frei, aber niemand ist jemals frei, solange es Geißeln gibt.“ (S.49 f.)

Und so geht die weitere Entwicklung dann so, daß gegenüber der oberflächlichen Ansicht, daß man selber einen Sonderfall darstelle; der sich außerhalb des, allgemeinen Schicksals stellen dürfe, sich immer mehr die bittere Einsicht durchsetzt, daß die Pest eine Angelegenheit ist, die alle angeht (eine Formulierung, auf die das Buch immer wieder zurückgreift) und der sich niemand entziehen kann. Typisch ist hierfür vor allem der Journalist Rambert, der sich zunächst verzweifelt dagegen wehrt und mit allen Listen zu seiner auswärtigen Frau zurückzukehren trachtet und der dann doch schließlich die Unentrinnbarkeit des allgemeinen Schicksals erkennen muß und sich in diesen Zustand einreicht. Die Pest ist, womit ihr Charakter als Grenzsituation deutlich hervorgehoben wird, eine „Situation ohne Kompromiß“ (S. 82), die den Menschen zwingt und der gegenüber nicht mehr die Möglichkeit einer freien Wahl hat. Darum verliert ihr gegenüber das individuelle Schicksal seinen Sinn. Die Menschen werden einander gleich von einem überall gleichen Schicksal und von den gleichen durch die Pest bestimmten Gefühlen beherrscht.

So wirkt sich die Pest in einer tiefgreifenden Verwandlung des menschlichen Bewußtseins aus, wie es sich vor allem im Verhältnis zur Zeit beobachten läßt. Die über die Gegenwart in die Zukunft und in die Vergangenheit hinausgreifenden Bezüge verlieren immer mehr ihren Sinn, und der Mensch wird gezwungen, sich ganz auf den Augenblick zu beschränken. Es gibt keine Möglichkeit mehr, über den gegenwärtigen Augenblick hinaus zu planen, und darum verliert die Zukunft ihren Sinn. Anfangs bleibt noch eine unbestimmte Hoffnung auf das Erlöschen der Seuche, bis auch diese schließlich müde wird und die Menschen ganz ohne Zukunft leben. Auf der anderen Seite aber leben sie abgeschnitten von allen Beziehungen zur Außenwelt, abgeschnitten darum auch von ihren gewöhnlichen Geschäften, wie die Gefangenen. Ihr einziger Lebensinhalt ist ihr Schatz der Erinnerungen, bis auch dieser dann, vor allem in der zweiten Phase der Epidemie aufgebraucht ist. „Ungeduldig mit ihrer Gegenwart feindlich gegenüber ihrer Vergangenheit, und beraubt ihrer Zukunft gleichen sie denen, die die Gerechtigkeit oder der Haß der Menschen hinter Gittern zu leben gezwungen haben“ (S. 88).

So beschränkt sich ihr ganzes Leben immer mehr auf den bloßen Augenblick. „Ohne Erinnerung und ohne Hoffnung richteten sie sich in der Gegenwart ein“ (S. 203).

Angeichts der ständig wachsenden Bedrohung zeichnen sich dann zwei verschiedene Möglichkeiten des menschlichen Verhaltens ab. Die einen, die allerdings nur am Rande gestreift werden, fliehen in die rauschenden Vergnügungen oder versuchen bei der allgemeinen Verknappung der Lebensmittel aus der Not einen Vorteil zu ziehen. Auch der Aberglaube blüht in dieser Zeit. Die anderen aber finden gerade in der Auseinandersetzung mit der Pestsituation zu ihrer eigentlichen Größe. Sie sammeln sich um zwei Gestalten: den Arzt Dr. Rieux und den gelehrten Jesuitenpater Paneloux. Während der zweite in einer zündelnden Predigt den Menschen ins Gewissen [104/105] redet und die Pest als göttliches Zeichen und Ruf zur Selbstbesinnung deutet, nimmt der erste den Kampf gegen die Seuche mit allen Kräften in Angriff.

Rieux, der gegen Ende des Buches als dessen (fiktiver) Verfasser erscheint, darf vielleicht in vielem als Sprachrohr des Dichters selber betrachtet werden. Es wird berichtet, wie er zunächst mehr zufällig zu seinem Beruf gekommen ist, dann aber in ihm seine innere Berufung findet und vor aller äußeren Routine bewahrt bleibt, weil er sich nicht daran gewöhnen kann, Menschen sterben zu sehen. Rieux ist Atheist, d. h. er kann an keinen Gott glauben, der dieses Leiden geschaffen hat, und an Gott glauben, würde für ihn bedeuten, das Leiden für unaufhebbar zu halten. Aber hier grade sieht er den Sinn seines Lebens: unter Hintanstellung aller

jenseitigen Fragen den Menschen zu helfen und gegen den Tod anzukämpfen. Das „Kämpfen gegen die Pest“ ist die immer wiederkehrende Wendung, mit der er sich seiner eignen Lebensaufgabe, aber zugleich der menschlichen Aufgabe gegenüber der Pest überhaupt zu vergewissern sucht. Rieux hat zunächst vieles vom Aufklärer. Das Unheil der Welt kommt von der Unwissenheit. „Das Übel, das es in der Welt gibt, kommt fast immer von der Unwissenheit, und der gute Wille kann ebenso viel Schaden anrichten wie die Bosheit, wenn er nicht aufgeklärt ist. Die Menschen sind eher gut als schlecht und in Wahrheit ist das nicht die Frage. Aber sie sind mehr oder weniger unwissend und das ist es, was man Tugend oder Laster nennt, denn das verzweifeltste Laster ist das der Unwissenheit, die alles zu wissen glaubt und sich berechtigt fühlt zu töten. Die Seele des Mörders ist blind, und es gibt keine wahre Güte und keine schöne Liebe ohne die höchstmögliche Helligkeit des Verstandes“ (S. 10f). Und er sieht daher seine Aufgabe in der Verbreitung der zwingend erkennbaren Einsicht.

So sind in den beiden Gestalten die beiden Grundmöglichkeiten vor dem Übel verkörpert: die Hinnahme als unvermeidbar und der Glaube, daß es vermeidbar sei und mit allen Mitteln verantwortlicher Lebensregelung vermieden werden müsse. Aber wesentlich ist, wie beider Stellungen sich als unzulänglich erweisen und im Verlauf der immer bedrängenderen Erfahrung entwickelt und vertieft werden. Und zwar kommt die entscheidende Wendung in dem erschütternden Erlebnis von dem unschuldigen Leiden und Sterben eines Kindes. „Der Schmerz, der diesen Unschuldigen angetan wurde, hat niemals aufgehört, ihnen als das zu erscheinen, was er in Wirklichkeit war, nämlich als ein Ärgernis. Aber bis dahin wenigstens hatten sie irgendwie abstrakt Ärgernis genommen, weil sie niemals so lange Auge in Auge dem Todeskampf eines unschuldigen Kindes gegenüber gestanden hatten“ (S. 236). So wird hier die zunächst noch „abstrakte“ Weltdeutung Paneloux' vor die Bewährungsprobe an der konkreten, d. h. bedrängenden und Ärgernis erregenden Wirklichkeit gebracht. (Und die Überwindung aller bloß abstrakten Verhaltensweisen gegenüber der immer konkreten Schärfe der Existenz ist überhaupt ein Hauptanliegen der dargestellten Entwicklung.) Aus der Auseinandersetzung mit dieser unbegreiflichen Härte des Schicksals geht Paneloux' zweite (schon gegen Ende der Pest gehaltene) Predigt hervor, die ihres grundsätzlichen Charakters wegen (in behelfsmäßig-bescheidener Übersetzung) im Wortlaut angeführt sei:

Zweite Predigt des Pater Paneloux

„Als Rieux am Abend der Predigt ankam, strömte der Wind, der in dünnen Luftstrahlen durch die schlagenden Eingangstüren eindrang, frei zwischen den [105/106] Zuhörern. Und in einer kalten und schweigenden Kirchen, inmitten einer ausschließlich aus Männern bestehenden Zuhörerschaft, nahm er Platz und sah den Pater die Kanzel besteigen. Dieser sprach in einem sanfteren und bedachteren Ton als das letzte Mal, und mehr als einmal bemerkten die Zuhörer ein gewisses Zögern in seiner Stimme. Noch etwas Merkwürdiges: er sagte nicht mehr „ihr“, sondern „wir“.

Jedoch gewann seine Stimme langsam an Festigkeit. Er erinnerte zu Beginn daran, daß seit langen Monaten die Pest unter uns sei und wir jetzt, wo wir sie besser kennen, weil wir sie so oft an unsern Tisch oder an das Bett derer, die wir lieben, sich setzen gesehen haben, neben uns gehn und unser Kommen an die Arbeitsstätte abwarten, daß wir jetzt also vielleicht besser verstünden, was sie uns unablässig sagt und was wir vielleicht in der ersten Überraschung nicht gut gehört hätten. Was Pater Paneloux schon am selben Ort gepredigt hätte, bliebe wahr - oder wenigstens sei das seine Überzeugung - aber vielleicht hätte er es noch, wie es uns allen ginge und weswegen er sich an die Brust schlug, ohne Barmherzigkeit gedacht und gesagt. Was jedoch wahr sei, müsse in allen Dingen immer festgehalten werden: Die grausamste Prüfung sei noch Wohltat für den Christen. Und was der Christ im vorliegenden Fall suchen müsse, sei gerade sein Heil, und worin sein Heil bestünde, und wie man es finden könnte.

In diesem Augenblick schienen sich um Rieux die Leute gegen die Armlehnen ihrer Bänke zu spreizen und sich so bequem, wie sie könnten, hinzusetzen. Eine der gepolsterten Eingangstüren schlug leise. Irgend jemand versuchte sie aufzuhalten. Und Rieux verstand, durch diese Bewegung abgelenkt, kaum Paneloux, der seine Predigt wieder aufnahm. Er sagte ungefähr, daß man nicht versuchen solle, sich das Schauspiel der Pest zu erklären, sondern zu lernen, was man daraus lernen könnte. Rieux verstand undeutlich, daß nach dem Pater daran nichts zu erklären sei. Sein Interesse wurde wieder wach, als Paneloux nachdrücklich betonte, daß es Dinge gäbe, die man im Angesicht Gottes erklären könne, und andre, wo man es nicht könne. Es gäbe gewiß das Gute und das Übel, und im allgemeinen verstehe man leicht, was sie unterscheide. Aber im Innern des Übels beginne die Schwierigkeit. Es gäbe zum Beispiel das offensichtlich notwendige Übel und das offensichtlich sinnlose Übel. Es gäbe den in die Hölle gestürzten Don Juan und den Tod eines Kindes. Denn wenn es gerecht ist, daß der Wüstling niedergeschmettert wird, so begreift man doch nicht das Leiden des Kindes. Aber in Wahrheit gäbe es nichts Wichtigeres auf der Erde als das Leiden eines Kindes und den Schrecken, den dieses Leiden mit sich bringt, und die Gründe, die man dafür finden muß. Im übrigen Leben mache Gott uns alles leicht, und bis dahin sei die Religion ohne Verdienst. Hier aber werfe er uns gegen eine Mauer. So stünden wir vor der Mauer der Pest, und grade unter ihrem tödlichen Schatten müßten wir unser Heil finden. Pater Paneloux versagte sich selbst die leichten Vorteile, die es erlaubt hätten, die Mauer zu überklettern. Er hätte leicht sagen können, daß die ewigen Freuden, die das Kind erwarten, das Leiden aufwögen, aber in Wahrheit wüßte er darüber nichts. Wer könnte wirklich versichern, daß die Ewigkeit einer Freude einen Augenblick menschlichen Schmerzes aufwiegen könnte? Das wäre gewiß kein Christ, dessen Meister den Schmerz in seinem Körper und in seiner Seele gespürt hat. Nein, der Pater würde zu Füßen der Mauer bleiben, getreu der Vierteilung, deren Symbol das Kreuz ist, Auge in Auge mit den Leiden eines Kindes. Und er würde ohne Furcht zu denen, die ihm an diesem Tag zuhörten, sagen: Meine Brüder, der Augenblick ist gekommen. Man muß alles glauben oder alles leugnen. Und wer unter euch würde wagen, alles zu leugnen?

Rieux hatte kaum Zeit zu denken, daß der Pater die Ketzerei streife, als dieser wiederum kräftig einsetzte und versicherte, daß dieser Befehl, diese reine Forderung das Heil des Christen sei. Dies sei auch seine Tugend. Der Pater wisse, daß das Übermäßige in der Tugend, von der er sprechen würde, bei vielen Geistern Anstoß erregen würde, die an eine duldsamere und klassischere Moral gewöhnt seien. Aber die Religion in der Pestzeit könne nicht die Alltagsreligion sein, und [106/107] wenn Gott zulassen und selbst wünschen könne, daß die Seele in den Zeiten des Glücks Ruhe und Freude findet, so wolle er sie übermäßig im Übermaß des Unglücks. Gott erweise heute seinen Geschöpfen die Gnade, sie in ein solches Unglück zu stürzen, daß sie die größte Tugend wiederfinden und sich aneignen müßten, nämlich die des Alles oder Nichts.

Ein profaner Autor hätte schon vor Jahrhunderten das Geheimnis der Kirche zu enthüllen behauptet, indem er versicherte, es gäbe kein Fegefeuer. Er meinte damit, daß es keine Halbheiten, gäbe, daß es nur das Paradies und die Hölle gäbe und daß man nur erlöst oder verdammt werden könne, je nachdem, was man gewählt habe. Dies sei nach Paneloux eine Ketzerei, wie sie nur im Busen eines Freigeistes geboren werden könne. Denn es gäbe ein Fegefeuer. Aber es gäbe ohne Zweifel Zeiten, wo das Fegefeuer nicht zu sehr erhofft werden dürfe, es gäbe Zeiten, wo man nicht von läßlicher Sünde sprechen könne. Jede Sünde sei eine Todsünde und jede Gleichgültigkeit verbrecherisch. Es gäbe alles oder nichts.

Paneloux hielt inne, und Rieux vernahm in diesem Augenblick besser von den Türen her das Klagen des Windes, der sich draußen zu verdoppeln schien. Der Pater sagte im selben Augenblick, daß die Tugend der unbedingten Hinnahme von der er spreche, nicht in dem eingeschränkten Sinn, den man ihr gewöhnlich gäbe, begriffen werden dürfe, daß es sich nicht um die banale Resignation, nicht einmal um die schwierige Demut handle. Es handle sich um eine Demütigung, aber um eine Demütigung, wo der Gedeemütigte von sich aus zustimme. Gewiß, das Leiden eines Kindes sei demütigend für den Geist und das Herz. Aber grade deswegen müsse man darin eindringen. Aber grade deswegen - und Paneloux versicherte seinen Zuhörern, daß das, was er sagen würde nicht leicht zu sagen sei - müsse man es wollen, weil Gott es wolle. Nur so würde sich der Christ nichts ersparen und würde, wenn alle Auswege versperrt seien, auf den Grund der entscheidenden Wahl gehn. Er müsse sich entscheiden, alles zu glauben, um nicht gezwungen zu sein, alles zu leugnen.

Und wie die tapferen Frauen, die in den Kirchen in diesem Augenblick gelernt hätten, daß die sich bildenden Pestbeulen der natürliche Weg seien, auf dem der Körper seine Infektion ausscheide, sagten: Mein Gott, gib ihm Beulen, so müsse sich der Christ dem göttlichen Willen hingeben, selbst wenn er ihn nicht begreifen könne. Man dürfe nicht sagen: dies begreife ich, aber jenes ist unannehmbar, sondern man müsse ins Herz dieses Unannehmbaren springen, das uns angeboten sei, grade damit wir unsere Wahl treffen. Das Leiden des Kindes sei unser bitteres Brot, aber ohne dies Brot würde unsre Seele an ihrem geistigen Hunger zugrunde gehen.

Hier begannen die dumpfen Geräusche, die allgemein die Pausen Pater Paneloux' begleiteten, vernehmbar zu werden, als der Prediger unerwartet wieder kräftig einsetzte, indem er Miene machte, anstelle seiner Zuhörer nach dem einzuhaltenden Verhalten zu fragen. Er ahne es wohl, man würde das erschreckende Wort „Fatalismus“ aussprechen. Nun, er würde vor diesem Ausdruck nicht zurückweichen, wenn man ihm nur erlaube, das Adjektiv „tätig“ hinzuzusetzen. Gewiß, man dürfe nicht die abessinischen Christen nachahmen, von denen er gesprochen habe. Man dürfe selbst nicht daran denken, den persischen Pestkranken nachzueifern, die ihre Kleider über die gesundheitlichen Absperrungen warfen und den Himmel mit lauter Stimme anflehten, diese Ungläubigen mit der Pest zu strafen, die gegen das von Gott gesandte Übel ankämpfen wollten. Aber umgekehrt dürfe man ebenso wenig die Mönche aus Kairo nachahmen, die während der Seuchen des vergangenen Jahrhunderts das Abendmahl austeilten, indem sie die Hostie mit der Pinzette nahmen, um die Berührung mit den feuchten und warmen Mündern, in denen die Ansteckung schlummern könnte, zu vermeiden. Die persischen Pestkranken und die Mönche sündigten in gleicher Weise. Denn für die ersten zählte das Leiden eines Kindes nicht, und für die zweiten hätte umgekehrt die allzu menschliche Furcht vor dem Schmerz alles überwältigt. In beiden Fällen wäre das Problem fortgeschwindelt. Beide blieben taub für die Stimme Gottes. Aber es gäbe andre Beispiele, an die Paneloux erinnern wollte. [107/108] Wenn man den Chronisten von der großen Pest in Marseille Glauben schenken dürfe, so hätten von den einundachtzig Gläubigen im Kloster de la Mercy nur vier das Fieber überlebt. Und von diesen vieren flohen drei. So hätten die Chronisten gesagt, und es wäre nicht ihre Aufgabe gewesen, mehr darüber zu sagen. Aber als Pater Paneloux dies gelesen hätte, da hätte sich seine ganze Aufmerksamkeit auf den gerichtet, der allein geblieben war, trotz der sieben- undsiebzig Leichen und vor allem trotz des Beispiels seiner drei Brüder. Und der Pater rief, indem er mit der Faust auf die Brüstung der Kanzel schlug: Meine Brüder, man muß derjenige sein, der aushält!

Es handle sich nicht darum, die Vorsichtsmaßnahmen, die vernünftige Ordnung, die eine Gesellschaft in der Verwirrung einer Seuche eingeführt habe, abzulehnen. Man dürfe nicht auf die Moralisten hören, die sagten, man müsse sich, auf die Knie werfen und alles verlassen. Man müsse nur anfangen, vorwärts zu gehen, ins Finstre, ein wenig blind, und versuchen Gutes zu tun. Im übrigen müsse man aushalten und sich in Gottes Willen fügen, selbst angesichts des Todes der Kinder, und ohne für sich persönlich eine Zuflucht zu suchen.

Hier beschwor Pater Paneloux die erhabene Gestalt des Bischofs Belzunce während der Pest von Marseille. Er erinnerte daran, daß gegen Ende der Epidemie der Bischof, als er alles getan hatte, was zu tun war, und weil er glaubte, daß es dagegen kein Mittel mehr gäbe, sich mit Lebensmitteln in seinem Hause einschloß und es zumauern ließ, und daß die Einwohner, deren Abgott er war, infolge einer Umkehrung des Gefühls, wie man es im Übermaß der Leiden findet, sich über ihn erzürnten, sein Haus mit Leichen umgaben, um ihn anzustecken, und sogar Körper über die Mauern warfen, um ihn desto sicherer umkommen zu lassen. So hätte der Bischof sich in einer letzten Schwäche innerhalb der Welt des Todes zu isolieren geglaubt, aber die Toten wären ihm vom Himmel aufs Haupt gefallen. So sei es noch mit uns, die wir uns davon überzeugen müßten, daß es keine Insel innerhalb der Pest gäbe. Nein, es gäbe keine Halbheit. Man müsse das Ärgernis zugeben, denn man müsse sich entscheiden, Gott zu hassen oder ihn zu lieben. Und wer würde es wagen, den Haß gegen Gott zu wählen?

Meine Brüder, sagte endlich Paneloux, indem er andeutete, daß er zum Schluß käme, die Liebe zu Gott ist eine schwierige Liebe. Sie setzt die völlige Aufgabe seiner selbst und die Verachtung der eignen Person voraus. Aber er allein kann das Leiden und den Tod der Kinder tilgen, er allein in jedem Fall sie notwendig machen, denn es ist unmöglich, sie zu begreifen, und man hat keine andre Wahl, als sie zu wollen. Das ist die schwierige Lektion, die ich mit euch teilen wollte. Das ist der

Glaube, grausam in den Augen der Menschen, aber entscheidend in den Augen Gottes, mit dem man sich versöhnen muß. Diesem schrecklichen Bild. müssen wir uns gleich machen. Auf diesem Gipfel wird sich alles verwischen und gleich werden, die Wahrheit wird aus der augenscheinlichen Ungerechtigkeit hervorbrechen. Und so schlafen in vielen Kirchen Südfrankreichs die Aussätzigen seit Jahrhunderten unter den Fliesen des Chors und die Priester sprechen über ihren Gräbern, und der Geist, den sie ausbreiten, geht aus dieser Asche hervor, zu der doch die Kinder ihr Teil gegeben haben.

Als Rieux hinausging, verfiel sich ein heftiger Wind durch die halbgeöffnete Tür und traf die Gläubigen ins volle Antlitz. Er brachte in die Kirche einen Geruch des Regens, einen Hauch des feuchten Pflasters der sie den Anblick der Stadt ahnen ließ, ehe sie hinausgegangen waren“ (S. 244-251).

Diese Predigt ist, in einer christlichen Sprache ausgedrückt, ganz deutlich eine Auseinandersetzung mit dem Problem der Grenzsituation. Paneloux hat erkannt, daß es noch nicht dem letzten Ernst entspricht, das Übel als gottgewollt einfach hinzunehmen; sondern daß man es bekämpfen müsse, soweit man dazu die Möglichkeit hat. Aber hinter dem, was man mit menschlichen Kräften bekämpfen und vermeiden kann, liegt als letzter Kern die nicht bloß unvermeidbare und unerklärbare, sondern schlechthin [108/109] widervernünftige und Ärgernis erregende Gegebenheit des sinnlosen Leidens (wie es hier im Beispiel des Todes eines unschuldigen Kindes entgegentritt). Dies ist der niemals verschwindende „Pfahl im Fleisch“, von dem Kierkegaard spricht, die Gebrochenheit des menschlichen Daseins, die darin besteht, daß das Streben nach einer vernünftigen Weltauslegung immer wieder auf den brutalen Widerstand einer schlechthin widervernünftig erscheinenden Wirklichkeit stößt. Wenn Camus von der Mauer spricht, an die wir stoßen und über die wir nicht hinwegkommen, so ist das die genaue Beschreibung des Verhaltens zur Grenzsituation und entspricht bin in das Bild hinein der Darstellung, wie sie Jaspers gegeben hat: „Sie sind wie eine Wand, an die wir stoßen, an der wir scheitern. Sie sind durch uns nicht zu verändern, sondern nur zur Klarheit zu bringen, ohne sie aus einem andern erklären und ableiten zu können“.³ Und wenn Camus hier weiter vom „tätigen Fatalismus“ als der einzig möglichen menschlichen Antwort spricht, so berührt sich das unmittelbar mit dem, was er im „Mythos von Sisyphus“ als das Wesen des „paradoxen Helden“ entwickelt hatte.

Aber im Zusammenhang des ganzen Romans ist es vielleicht kein Zufall, wenn Pater Paneloux selbst der Pest erliegt, ehe diese erlischt; denn was er lehrt, ist ein Letztes, zu dem der Mensch gelangen kann und über das hinaus keine weitere Entwicklung mehr möglich ist. Man kann das Existentielle nur in immer neuer Anstrengung immer neu realisieren, niemals verändern oder gar weiter entwickeln. Aber das Leben geht weiter und mit dem aus dieser Spannung gegebenen Problem scheint mir die eigentliche Bedeutung des Romans erst deutlich zu werden. Daß die letzte Zuspitzung des menschlichen Daseins die Menschen im voll ergriffenen Augenblick zur äußersten Größe emporsteigert, das haben wir seit dem Auftreten der Existenzphilosophie eindringlich sehen gelernt. Darin ist also dies Buch nicht Neuland, sondern nur eine neue dichterische Gestaltung dieses Problems. Das wirklich Neue aber setzt mit der weiteren Frage ein: Was wird, wenn die existentielle Bedrohung des Menschen über eine verhältnismäßig kurz währende Krise hinaus zur Dauerbelastung wird? Das ist im Grunde unser gegenwärtiges Problem. Das war schon die Erfahrung des Krieges, als man ohne die Möglichkeit einer aktiven Begegnung und zum rein passiven Hinnehmen verurteilt durch Jahre hindurch der beständigen Bedrohung ausgeliefert war und dabei gleichzeitig von allen wesentlichen Lebensaufgaben abgeschnitten einem rein mechanischen Dasein überantwortet war. Das ist im Grunde aber auch jetzt noch unser eigentliches und noch lange nicht in seiner

³ Karl Jaspers. Philosophie, 2. Bd. Existenzzerhellung, Berlin 1931, S.²⁰³.

vollen Bedeutung erkanntes Problem: der existentielle Augenblick steigert den Menschen zu seiner letzten Leistung empor, was aber wird, wenn die Krise zum Dauerzustand wird?

Dieses, um es gleich zu sagen, tief hoffnungslose Problem bestimmt über den weiteren Fortgang des Buchs und führt unmerklich von der „ersten“ zu der „zweiten Phase“ der Epidemie hinüber. „Der Mensch ist wohl zu großen Handlungen fähig, aber er ist unfähig, lange Zeit zu leiden oder glücklich zu sein“ (S.183), heißt es an der einen Stelle. Darin ist deutlich zu sehen, daß die eigentlich bestimmende Schwierigkeit in der Übertragung auf größere Zeiträume liegt, in dem Versuch, sich dem nivellierenden Einfluß der Zeit zu entziehen. Die Verhältnisse des Aus- [109/110] nahmezustandes lassen sich eben nicht zur Gewohnheit machen. In diesem Zusammenhang steht die Formel, in der der Dichter dies Problem zusammenfaßt: „Die Gewohnheit der Verzweiflung ist schlimmer als die Verzweiflung selbst“ (S.202); denn die Verzweiflung hat die Kraft, den Menschen zur Größe seiner Entscheidung aufzurufen, vor allem Kierkegaard hat diese Leistung der Verzweiflung gesehen; im Dauerzustand aber gibt es nichts mehr zu entscheiden, die Menschen verlieren damit die Fähigkeit zur Entscheidung überhaupt und versinken in gleichgültiges Dahinvegetieren.

Diese Problematik wird dann durch das Buch hindurch in immer neuen Betrachtungen in den verschiedenen Entwicklungsstufen verfolgt. Hier können nur einige der wesentlichsten Züge kurz herausgehoben werden. Der durchgehende Grundzug ist eine sich immer weiter ausbreitende Gleichgültigkeit. Niemand ist mehr große Gefühle fähig, weil das Gefühl der Monotonie alles übertönt. Niemand ist insbesondere mehr der Liebe und der Freundschaft fähig, denn diese setzen wenigstens ein gewisses Mindestmaß an gemeinsamem Zukunftswillen voraus, für den in diesem reinen Gegenwartsdasein kein Raum mehr ist (S. 203). Die existentielle Zuspitzung setzt, auch wenn sie sie relativiert, die positiven Lebensgehalte schon immer voraus, sie ist nicht imstande von sich aus neue aufzubauen, und so endet dann dieser Zustand mit einer Nivellierung alles Gefühlslebens. Mit Befremden stellt Dr. Rieux bei sich das Schwinden aller seelischer Sensitivität fest, und der Tod seiner Frau scheint ihn am Schluß fast gleichgültig zu lassen. Das ganze Leben versinkt in einem hoffnungslosen Gleichmaß. „Sie schliefen in Wahrheit schon, und die ganze Zeit war nichts als ein langer Schlaf“ (S. 204), aus dem sie nur gelegentlich zu neuer Verzweiflung erwachten. „Diese Welt ohne Liebe ist wie eine tote Welt“ (S. 286).

In diesem Zusammenhang steht die weitere Entwicklung des Dr. Rieux, wenn man das immer verzweifeltere Ankämpfen gegen die Abstumpfung noch als Entwicklung bezeichnen kann. Auch bei ihm ist eine derjenigen Pater Paneloux entsprechende Verwandlung und Vertiefung seiner ursprünglichen Anschauungen zu verzeichnen, die ihn über seine reine Aufklärungshaltung hinaus und zur Einsicht in die aller menschlichen Anstrengung spottende Wirklichkeit des Übels führt, ohne daß er auf der andern Seite den Kampf dagegen aufgibt, aber diese Entwicklung vollzieht sich bei ihm unter der beständigen Gefahr der Gewöhnung in einer weniger sichtbaren Form.

Rieux spürt es mehr als andre, wie in diesem allgemeinen Nivellierungsvorgang alles Persönliche seinen Wert verliert und der Mensch zum bloßen Fall der Statistiken herabsinkt. Er leidet darunter, daß er den Kranken nicht mehr im menschlichen Bezug des Arztes begegnet, denn es ist nichts mehr zu helfen, sondern nur noch als Verwaltungsbeamter, der mit der Durchführung der sanitären Maßnahmen beauftragt ist und die traurige Pflicht hat, um der Isolierung der Krankheit Willen die Familien auseinanderzureißen.

Das abschließende Wort fällt im Gespräch mit Tarrou, dem engsten Mitarbeiter und Freund Rieux' in dieser Zeit, der aus wohlbehüteter Bürgerlichkeit herkommend an dem Tage vor die ganze hintergründige Schlechtigkeit der Welt gestellt wird, an dem er entdeckt, daß sein Vater, [110/111] ein angesehener Jurist, mit dem ruhigsten Gewissen der Welt die Angeklagten

dem Todesurteil überantwortet. Hier geht ihm das Problem seines Lebens auf, das in anderer Wendung wieder das Problem der Grenzsituation ist: das Problem der Schuld, das er in seiner ganzen Schwere erkennt. Weil man unentrinnbar dahinein verstrickt ist, muß man wenigstens versuchen, in unaufhörlichem Widerstand das Maß der eignen Schuld so klein wie möglich zu halten, und weil dieses Ziel nicht in einmaligem Entschluß zu erreichen ist, darum ist es so wichtig, entgegen aller anschleichenden Ermüdung sich immer neu dafür zusammenzuraffen. Die Zerstreuung, die Abstumpfung, das Nachlassen der Aufmerksamkeit, das ist die eigentliche Quelle des Bösen. Damit ist das neue, vertiefte Problem der „zweiten Phase“ der Pest klar ausgesprochen. Darum sei die entscheidende Stelle im Gespräch hier ebenfalls im Wortlaut mitgeteilt, weil hier in den Worten Tarrou die neue Wendung des Problems in aller Schärfe hervortritt:

„Deswegen habe ich mich entschieden, alles abzulehnen, was, von fern oder nah, mit guten oder schlechten Gründen, sterben macht oder rechtfertigt, daß man sterben macht. Deswegen lehrt mich auch diese Epidemie nichts, außer daß ich an ihrer Seite kämpfen muß. Ich weiß gewiß (ja, Rieux, ich kenne das ganze Leben, Sie sehen es wohl), daß jeder die Pest in sich trägt, weil niemand, nein, niemand auf der Welt davon unberührt ist und daß - man ohne Unterlaß über sich wachen muß, damit man nicht in einem Augenblick der Zerstreuung einem andern ins Gesicht atmet und ihn ansteckt. Die Mikrobe ist das Natürliche. Das übrige, die Gesundheit, die Unberührtheit, die Reinheit, wenn Sie wollen, ist eine Wirkung des Willens, und dieser Wille darf niemals nachlassen. Der anständige Mensch, derjenige, der fast keinen ansteckt, das ist derjenige, der möglichst wenig zerstreut ist. Und darum tut der Wille und das Streben not, niemals zerstreut zu sein! Ja, Rieux, es ist sehr anstrengend, ein Pestkranker zu sein. Aber es ist noch anstrengender, es nicht sein zu wollen. Darum zeigt sich alle Welt ermüdet, weil alle Welt heute ein wenig pestkrank ist. Aber deswegen kennen einige, die es nicht bleiben wollen, ein Übermaß an Müdigkeit, von dem sie nur noch der Tod befreien wird. Daher weiß ich, daß ich für diese Welt selbst nichts mehr wert bin und daß ich mich von dem Augenblick an, wo ich dem Töten entsagt habe, zu einer endgültigen Verbannung verurteilt habe. Denn die Geschichte machen die andern. Ich weiß auch, daß ich die andern offensichtlich nicht verurteilen darf. Mir fehlt etwas an einem vernünftigen Mörder.

Das ist also keine Überlegenheit. Aber jetzt bejahe ich es, der zu sein, der ich bin; ich habe die Bescheidenheit gelernt. Ich sage nur, daß es auf dieser Erde Geißeln und Opfer gibt, und daß man sich so viel wie möglich dagegen wehren muß, auf der Seite der Geißeln zu sein. Dies erscheint Ihnen vielleicht ein wenig einfach, und ich weiß nicht, ob dies einfach ist, aber ich weiß daß dies wahr ist. Ich habe so viel vernünftige Überlegungen gehört, die mir fast den Kopf verdreht hätten und andern hinreichend den Kopf verdreht haben, um sie dem Mord zustimmen zu lassen, daß ich begriffen habe, wie alles Unglück der Menschen daher kommt, daß sie keine klare Sprache sprechen. Ich habe mich dann dafür entschieden, klar zu sprechen und zu handeln, um den guten Weg einzuschlagen. Infolgedessen sage ich, daß es Geißeln und Opfer gibt, und nichts außerdem. Wenn ich in diesem Sinne selber Geißel werde, so sage ich wenigstens nicht ja dazu. Ich versuche, ein unschuldiger Mörder zu sein. Sie sehen, daß dies kein großer Ehrgeiz ist. Es müßte gewiß noch eine dritte Kategorie geben, diejenige der wahren Ärzte, aber es ist eine Tatsache, daß man diese nicht oft trifft und daß dies schwierig sein muß. Deswegen habe ich mich entschieden, mich bei jeder Gelegenheit auf [111/112] die Seite der Opfer zu stellen, um die Verwüstungen einzuschränken. In ihrer Mitte kann, ich wenigstens versuchen, wie man zur dritten Kategorie, d. h. zum Frieden kommt“ (S. 277.-278).

Am Ende des Gesprächs kommt Tarrou zu folgender abschließender Formulierung: „Kann man ein Heiliger ohne Gott sein? Das ist das einzige konkrete Problem, das ich heute kenne“ (S. 279). „Ein Heiliger ohne Gott“, bis zur letzten Hingabe das Gute tun, obgleich man nicht mehr glaubt, daß der eigne Einsatz einen Widerhalt in einer sinnhaft geordneten Welt findet, sondern fürchtet, daß er in einen leeren Raum hinausgreift und im letzten doch vergeblich bleibt. In dieser Formulierung klingt in neuer Wendung wieder der „absurde Held“ des „Sisyphus“ an. Aber sehr bezeichnend ist dann, wie Rieux diese Wendung als zu großtönend zurückweist, und darin scheint sich eine gewisse Distanzierung des Dichters gegenüber gewis-

sen bedenklichen Überspitzungen des Existentialismus, auch seines eigenen „Sisyphus“ auszudrücken, gegenüber der Gefahr, sich an seinem eignen Heroismus zu berauschen und das Gefühl der Verlorenheit noch als solches zu genießen: „Ich habe, glaube ich“, sagt Rieux, „nicht das Gefühl für Heroismus und Heiligkeit. Was mich beschäftigt, ist nur, ein Mensch zu sein“ (S. 280). Entsprechend hätte er schon vorher einmal sein Mißtrauen gegen alle großen Worte formuliert: „Es handelt sich nicht um Heldentum in alledem. Es handelt sich um Anständigkeit“ (S. 183). Der Begriff der „Anständigkeit“ (*honnêteté*) tritt hier als der bezeichnende sittliche Restbestand auf, der selbst da noch seine Gültigkeit behält und da erst in seiner wahren Bedeutung hervortritt, wo jede Sinngebung aus einer umfassenden Weltdeutung und damit jede ideologische Verklärung des eignen Tuns verloren gegangen ist.⁴

Auch Tarrou stirbt im letzten Stadium der Pest, und wie bei Paneloux mag auch bei ihm dies als Hinweis dienen, daß auf seinem Wege kein darüber hinausführender Ausweg zu finden ist. Sehr nachdenklich, aber auch sehr resigniert sind in diesem Zusammenhang die Betrachtungen, in denen sich Rieux darüber Rechenschaft abzulegen versucht, und wenn irgendwo, so scheint an dieser Stelle das letzte Wort des Dichters (auf dem gegenwärtigen Stand seiner gewiß noch nicht abgeschlossenen Entwicklung) ausgesprochen zu sein. Darum ist es notwendig, noch einmal ein längeres Stück dieser Überlegungen im Wortlaut anzuführen.

„Er wußte, was seine Mutter dachte und daß sie ihn liebte in diesem Augenblick. Aber er wußte auch, daß es nicht viel ist, ein Wesen zu lieben, oder wenigstens, daß eine Liebe niemals stark genug ist, ihren angemessenen Ausdruck zu finden. So würden seine Mutter und er sich immer schweigend lieben. Und sie würde ihrerseits sterben – oder er –, ohne daß sie in ihrem ganzen Leben weiter gehen könnten im Geständnis ihrer Zärtlichkeit. Ebenso hatte er neben Tarrou gelebt, und dieser war diesen Abend gestorben, ohne daß ihre Liebe Zeit gehabt hätte, wirklich gelebt zu werden. Tarrou hatte die Partie verloren, wie er sagte. Aber er Rieux, was hatte er gewonnen? Er hatte nur gewonnen, die Pest gekannt zu haben und sich daran zu erinnern, die Freundschaft gekannt zu haben und sich daran zu erinnern, die Zärtlichkeit zu kennen und sich eines Tages daran erinnern zu müssen. Alles was der Mensch im Spiel der Pest und des Lebens gewinnen könnte, das war die Kenntnis und die Erinnerung. Vielleicht war es dies, was Tarrou die Partie gewinnen genannt hatte ... Aber wenn es das wäre, die Partie [112/113] zu gewinnen, was müßte es schwer sein, allein zu leben mit dem, was man weiß und dessen man sich erinnert, und ohne das was man hofft. So hatte zweifellos Tarrou gelebt, und er war sich bewußt, daß ein Leben ohne Illusion unfruchtbar ist. Es gibt keinen Frieden ohne Hoffnung, und Tarrou, der den Menschen das Recht abgesprochen hatte, irgendjemand zu verurteilen, der jedoch wußte, daß niemand leben kann, ohne zu verurteilen, und daß selbst die Opfer sich öfter in der Lage von Henkern befänden, Tarrou hatte in der Zerrissenheit und im Widerspruch gelebt, er hatte niemals die Hoffnung gekannt. Hatte er deswegen die Heiligkeit gewollt und den Frieden im Dienst an den Menschen gesucht? In Wirklichkeit wußte Rieux darüber nichts, und es bedeutete wenig. Die einzigen Bilder von Tarrou, die er bewahren würde, würden die eines Menschen sein, der mit vollen Händen nach dem Steuer seines Autos greift, um es zu lenken, oder diejenigen dieses schweren Körpers, der jetzt bewegungslos ausgestreckt war. Eine Wärme des Lebens und ein Bild des Todes, das war das Wissen“ (S. 317f).

Die tiefe Resignation dieser Betrachtungen ist erschütternd. Der „Heilige ohne Gott“ – oder der „absurde Held“ des Sisyphus – ist eine Konzeption, die nicht gelebt werden kann, denn es gibt kein Leben ohne Hoffnung, ohne irgendeinen Glauben an die Zukunft. Wie aber ist diese Hoffnung zu gewinnen, ohne die illusionslose Ehrlichkeit der existentiellen Haltung preiszugeben? Hier bricht der Gedankengang ab, ohne daß sich auch nur der Ausblick auf eine wirkliche Lösung böte. Klar ist nur das eine: daß auf dem Wege des Existentialismus diese Hoffnung nicht zu finden ist. Und so endet das Buch an der bedeutsamen Stelle, wo sich nicht

⁴ Vgl. meinen Versuch: Die Anständigkeit, Die Sammlung, 1. Jahrg. 6. Heft, jetzt im Aufsatzband Einfache Sittlichkeit, Göttingen 1947, S. 48 ff.

durch Kritik von außen her, sondern auf dem Boden des Existentialismus selbst seine unübersteigbare Grenze abzeichnet.

So endet das Buch mit einer tiefen Aporie. Aber schließlich verschwindet die Pest, wie sie gekommen ist, ohne daß die Ärzte sich an ihrem Verschwinden ein entscheidendes Verdienst zuzuschreiben wagen, und im Grunde kommt ihr Ende bei aller müde gewordenen Erwartung jetzt unerwartet. Die Absperrung wird aufgehoben und die dadurch gegebenen Beschränkungen fallen fort. Die befreite Einwohnerschaft verbrüdet sich in einem rauschenden Freudenfest, und das alte Leben fängt wieder an. Nur Rieux steht, nachdem alle seine Helfer der Pest zum Opfer gefallen sind, als einsamer Wissender in dieser allgemeinen Ausgelassenheit. „Er erinnerte sich, daß diese Fröhlichkeit immer bedroht ist. Denn er wußte, was diese ausgelassene Menge nicht wußte und was man in den Büchern lesen kann, daß der Bazillus der Pest niemals stirbt noch verschwindet, daß er Jahrzehnte in den Möbeln und in der Wäsche schlafen kann, daß er geduldig in den Zimmern, den Kellern den Koffern, den Taschentüchern und dem alten Papier wartet und daß vielleicht der Tag kommt, wo zum Unglück und zur Belehrung der Menschen die Pest wieder ihre Ratten aufweckt und sie in eine glückliche Stadt zum Sterben schickt“ (S. 337).

Das ist das letzte Wort. Und nachdem kurz vorher der symbolische Charakter des durchgeführten Modellfalls noch ausdrücklich hervorgehoben war: „Aber was will das sagen, die Pest? Es ist das Leben, und das ist alles“ (S. 335), ist damit die Lehre klar ausgesprochen: daß wohl in friedlicheren Zeiten der Charakter der Grenzsituationen weniger scharf hervortreten mag, die unheimliche Bedrohtheit aber unaufhebbar zum Wesen des Lebens gehört.

Otto Friedrich Bollnow